Kabine No. 11.

Roman von Oskar T. Schweriner.

(19. Fortsetzung.)

„Und nun wissen Sie genau, um was es sich handelt, meine Herren."

Nach einer kleinen, nachdenklichen Pause meinte der Kapitän:

„Wir wollen ja durchaus nicht an dem zweifeln, was Sie uns erzählt haben. Durchaus nicht! Im Gegenteil, — ich bin überzeugt davon, daß sich alles so verhält, wie Sie angegeben. Dennoch werden Sie einsehen, daß es meine Pflicht ist, Sie um irgend eine Legitimation zu bitten, die das, was Sie sagen, bestätigt."

Könnecke faßte in die Brusttasche seines Rockes und langte seine Brieftasche hervor, der er ein Schreiben entnahm.

„Zum Glück lag dieses nicht unter den anderen Papieren, sonst wäre es mir in der Tat schwer gefallen, meine Beweise sofort anzutreten. Aber jetzt, glaube ich, dürften alle Zweifel behoben sein."

Der Kapitän und Gräbert überflogen die wenigen Zeilen.

„Allerdings eine ausreichende Legitimation; noch dazu mit dem Stempel des Konsuls von Costarica versehen."

Er reichte das Papier seinem Besitzer zurück.

„Das genügt mir vollkommen. Und nun sagen Sie uns einmal, — wer könnte nach Ihrer Meinung ein Interesse haben, sich diese Ihre Papiere anzueignen?"

„Irgend jemand, der in derselben Mission wie ich unterwegs ist."

„Richtig. Und wer könnte das sein?"

Könnecke antwortete nicht gleich; er kämpfte augenscheinlich mit sich selbst. Dann, wie jemand, der einen Entschluß gefaßt hat, blickte er dem Kapitän in die Augen.

„Zwei Leute, meine ich, kommen in Betracht. Ein Franzose und ein Engländer."

„Die Namen?"

„Pitrou und Sir Alfred Tucker."

„Worauf begründen Sie diesen Verdacht?"

Könnecke erzählte, was er durch Hertha von Girsdorff erfahren hatte. Aber schon während des Erzählens kam es ihm zum Bewußtsein, in welch eigentümliche Lage er sich dadurch bringe; wie kam Hertha von Girsdorff dazu, es ihm, Könnecke, wieder zu erzählen? Eine Frage, die sich die beiden Offiziere unbedingt würden vorlegen müssen, und die den Erzähler in ein schiefes Licht bringen mußte.

Da unterbrach sich Könnecke mitten in seiner Erzählung.

„Ich werde zum besseren Verständnis der Angelegenheit Ihnen etwas mitteilen, was nicht unbedingt zur Sache gehört. Eine reine Privatangelegenheit; — sie betrifft eine junge Dame hier an Bord. Frl. Hertha von Girsdorff."

„Die Gouvernante der Gräfin Zachy?"

„Ja."

Der Kapitän und Gräbert sahen sich bedeutungsvoll an. Sollte hier vielleicht auch der Schlüssel zur Lösung des Brillantendiebstahls liegen? Daß ein Zusammenhang bestände zwischen den damaligen Ereignissen und dem heutigen, war für beide Männer längst klar.

Und nun erzählte Könnecke von seinem ersten Zusammentreffen mit Hertha von Girsdorff auf dem Deck; wie sie sich gefunden hatten und wie ihre Verlobung nur noch der Veröffentlichung bedürfe. Wie dann die bösen Gerüchte über ihn entstanden seien; von jener Wette und allem, was man daran geknüpft hatte, berichtete er.

„Ging die Wette von Ihnen aus?"

„Durchaus nicht. Ich habe jetzt fast den Eindruck, als sei ich hineingedrängt worden."

„Also von Sir Alfred Tucker —."

„Ganz recht. Von Sir Alfred Tucker. — Ich merkte, daß ich Feinde auf dem Schiffe habe, konnte mir aber nicht denken, wer dieselben seien. Das besprachen wir nun, Hertha und ich. Und die gute Seele, von dem Wunsche mir zu helfen geleitet, hat sich mit Pitrou sowohl wie mit Sir Alfred Tucker in Gespräche eingelassen, bei denen sie tat, als ob sie mit mir gebrochen habe. Auf dem, was sie hörte und was ich Ihnen vorhin mitgeteilt habe, ruht nun mein Verdacht."

Eine lange Pause trat ein.

„Eine ganz verzwickte Sache," brummte der Kapitän. „Jetzt können wir wieder einmal eine Durchsuchung vornehmen. Und dieses Mal wird sie sich viel schwieriger gestalten. Denn damals hatten wir kaum erst das Land verlassen; alles war an Deck, keiner konnte den andern. Heute dagegen —"

„Wovon sprechen Sie, Herr Kapitän? Was heißt das, damals — heute?"

Der Kapitän und Gräbert blickten sich wieder an; bedeutsam fragend. Und stumm mit dem Kopf nickend, bejahten sie die Frage in ihren Augen. Der Kapitän räusperte sich; was jetzt kam, was er jetzt zu sagen hatte, war ihm sehr unangenehm.

„Hm, tja — also — na also — zu Anfang der Reise wurde der Gräfin Zachy ein wertvoller Brillantschmuck gestohlen."

„Ach was — ich glaube, er sei nur verlegt gewesen. Hertha hat mir davon erzählt."

„Nun denn — Fräulein von Girsdorff befand sich in einem Irrtum. In der Tat war der Schmuck gestohlen, wurde bei einer Durchsuchung der Kabinen wiedergefunden und so unauffällig auf seinen Platz zurückgebracht, daß selbst die Gräfin heute noch glaubt, sie habe ihn verlegt. Auf diese Weise vermieden wir jedes Aufsehen."

„Da muß ich doch meine Verwunderung aussprechen, Herr Kapitän. Wir haben also die ganze Zeit auf dem Schiff in Gesellschaft eines Diebes zugebracht, ohne es zu ahnen. Es ist ein nicht sehr angenehmer Gedanke."

„Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort! Sie dürfen mir das nicht übel nehmen, Herr Könnecke; ich bin alt genug, um Ihr Vater zu sein. Sie werden diese meine Diskretion vielleicht noch zu schätzen wissen, ehe wir diese Kabine verlassen."

Könnecke blickte erstaunt auf, sagte aber nichts.

„Möchten Sie nicht den Namen des Diebes — des Mannes," verbesserte sich der Kapitän schnell, „des Mannes erfahren, in dessen Kabine der Schmuck gefunden wurde?"

„Nein. Ich möchte es lieber nicht wissen; ich fürchte, er könnte aus meinem Benehmen ihm gegenüber mutmaßen, daß ich ihn für das kenne, was er ist. Und auch die anderen könnten es merken."

Wieder blickten die beiden Offizieren sich an. Dieser Mann war wahrlich kein Dieb.

„Ich werde es Ihnen dennoch mitteilen müssen."

„Müssen?"

„Müssen! Der Schmuck wurde — hier — in — Ihrer — Kabine gefunden!"

Elftes Kapitel.

Julanka Maschitz kam aus Ungarn. Und da sie ein frisches junges Mädchen von achtzehn Jahren war, mit den Glutaugen eines Zigeunerkindes und den üppigen Formen ihrer Landsmänninnen, war sie auch bald zum Liebling des Zwischendecks geworden.

Zuerst hatte ihr Bett an einer schlechten Stelle gestanden; das heißt, hart am Rande des großen Ganges, der durch das Zwischendeck läuft, wie die Hauptverkehrsstraße einer Stadt, von der sich dann rechts und links die kleinen Nebenstraßen, in diesem Falle die kleinen Gänge abzweigen. Dann war sie fürchterlich krank gewesen und hatte geklagt und gejammert. Eine kräftige Bauersfrau, eine Slowakin, der der Meeresgott in seinem allergrößten Zorn nichts anzuhaben vermochte, war da nun von den übrigen Passagieren gebeten worden:

„Seht, wie schön sie ist. Sie wird ganz häßlich sein, wenn sie in Amerika ankommt; ihr Bräutigam wird sie dann nicht mehr gern haben. Und sie fährt doch hinüber, ihn zu heiraten. Tauscht Euer Bett ein gegen das ihrige."

Das Herz der Slowakin wurde von Mitleid ergriffen und sie erfüllte die allgemeine Bitte.

So kam es, daß Julankas Bett am äußersten Schiffsrand stand, und sich das Fenster in gleicher Höhe mit ihrem Kopf befand. So konnte sie, wenn sie sich schlafen legte, und das Wetter draußen schön und das Meer ruhig war, die runde Scheibe öffnen und sich den kräftigen Seewind über das Gesicht streichen lassen.

Heute war ein solcher Abend. Sie hatte sich früh zu Bett gelegt; die frische Luft und die Aussicht auf das Meer hatte sie ja auch von da aus. Und sie mochte nicht allzuviel mit den anderen zusammen sein; träumte gern von dem gelobten Land, dem sie entgegenfuhr, und von dem Bräutigam, der sie dort erwartete.

Er hatte ihr von den großen Häusern in New York geschrieben, von dem Wasser, das auf allen Seiten der Stadt zu finden ist, und von den Menschen, dem Leben und Treiben dort. Und nun versuchte sie in ihrer Einfalt, sich alle diese Bilder auszumalen. Das war ihre Lieblingsbeschäftigung auf dem Schiffe.

Hin und wieder entrang sich ein leiser Seufzer ihrer Brust. Sie schämte sich. Sie kam zu ihrem Bräutigam ohne Ausstattung und ohne Geld. In Ungarn, im Heimatland, da hätte sie ihm vielleicht doch etwas als Hochzeitsangebinde schenken können; eine Kuh vielleicht oder wenigstens ein Schaf, einen Anzug oder eine silberne Uhr; ja, das wäre das schönste gewesen. Und das hätte sie ihm auch eigentlich nach Amerika mitbringen können. Aber er hatte geschrieben, wenn sie jetzt käme, dann könne er sie wohl ernähren, doch das Reisegeld könne er ihr nicht schicken, das solle sie aus dem von ihr Ersparten bestreiten. Und da hatte sie all ihr Geld zusammengerafft, und es hatte gerade gereicht. In New York würde sie fast mittellos ankommen.

Julanka blickte durch das runde Fenster hinaus zum Himmel empor. Da oben stand ein Stern; leuchtete einsam. Es war der Nordstern — doch daß wußte sie nicht. Sie sah nur den schönen großen Stern und wunderte sich dabei, ob das vielleicht das eine Auge Gottes sei, der hinunter blicke auf die Welt und sähe, was da passiere, und, wie ihr jetzt einfiel, auf diese Weise ihr direkt ins Gesicht schauen müsse.

Da faltete sie ihre Hände und betete. Betete, daß Gott die Schande von ihr nehmen möge, vor ihrem Bräutigam ohne ein Hochzeitsangebinde erscheinen zu müssen.

„Lieber Gott, hilf mir! Joschka, mein Bräutigam, ist doch so gut! Er wird sich doch so freuen!"

Und während sie so betete, überkam das naive Menschenkind die feste Gewißheit, daß ihr Gebet erhört sei. Sie zweifelte gar nicht daran, daß ihre Bitte in Erfüllung gehen werde; hatte Gott ihr nicht ins Auge geschaut und gesehen und gehört, wie sie betete?

Sie blickte zum Fenster hinaus, erwartungsvoll, mit leuchtenden Augen — das Wunder erwartend. Wie zum Sprung bereit lag sie da; bereit, das zu erhaschen, was sich in der Fensteröffnung zeigen möge.

Und siehe da — es kam.

Sie hatte sich auf ihren Ellbogen aufgerichtet; das Gesicht nahe zur Fensteröffnung, die Hände wie zum Zufassen offen. Sie machte sich kein klares Bild von dem, was sie etwa erwartete; war nur bereit zuzugreifen. So etwa als wenn der liebe Gott nun von dem Stern aus einen Beutel Gold herunterwerfen würde, und sie aufpassen müsse, daß dieser Beutel Gold nicht an dem Fenster vorbeifiele.

Fast wäre es vorbeigefallen. Zwar kein Beutel Gold, aber etwas Weißes, das sich mit dem einen Ende eine Sekunde lang an dem Messingrahmen des Fensters verfing, dann sich überschlug und in der allernächsten Sekunde das Wasser erreicht hätte, wenn Julanka nicht so auf der Lauer gewesen wäre. Ohne im geringsten überrascht zu sein, wie ein Blitz griff sie zu. Im nächsten Moment hatte sie eine weiße Papierrolle zum Fenster hereingezogen.

Eine mit eirem bedruckten Bindfaden verschnürte Papierrolle.

Sie betrachtete das Ding von allen Seiten. Eigentlich hatte sie etwas anderes erwartet; — aber schließlich — der liebe Gott würde schon wissen, was er ihr schickte.

Mit vor Aufregung zitternden Händen entknotete sie den Faden und breitete die Papiere aus. Sie meinte, daß sie zum mindesten Anweisungen enthalten würden darüber, was sie nun tun müsse, um ihren Herzenswunsch erfüllt zu sehen. Um so größer war die Enttäuschung, als sie mühselig zu buchstabieren anfing.

Sie konnte nur ungarisch lesen; — das, was hier geschrieben war, verstand sie nicht. Da rollte sie das Papier wieder zusammen, tat den Faden herum und legte das ganze unter ihr Kopfkissen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Besen als Brautbewerber.

Ein reicher englischer Gutsbesitzer, welcher auf die moderne Töchtererziehung blutwenig hielt, warnte seinen erwachsenen Sohn vor unseren gelehrten, schnabelschnellen, putzsüchtigen Dämchen. „Du mußt Dir eine rechte Hausfrau erwählen," pflegte er zu sagen, — „keinen Zieraffen, der über einen Besenstiel stolpert!"

Der junge Mann nahm sich die Lehre zu Herzen; an einem schönen Frühlingstage, da sein Vater eine große Gesellschaft auf sein Gut geladen hatte, legte er einen Besen quer über die Haustreppe, als man von Tisch aufbrach, um einen Spaziergang in das Lustgehölz zu machen.

„Gib acht," sagte er zu einem seiner Freunde, der mit ihm draußen wartete, „dieser Besen soll mir eine Frau freien helfen; dasjenige Mädchen in der Gesellschaft, das diesen Besen aufhebt und sich nicht dessen schämt, soll meine Frau werden."

Sie warteten, bis die Gesellschaft den Speisesaal verließ und herauskam; die meisten der jungen Damen schritten über den Besenstiel hinweg; einige stolperten darüber, endlich aber bückte sich ein hübsches junges Mädchen danach, hob ihn auf und stellte ihn an seinen Platz. Der junge Mann hielt sein Wort, sie ward seine Gattin, und beide hatten nie den Zufall zu bereuen, welcher sie zusammengeführt hatte.

— **Der Triumph der Zeit.** Dame: Ich bin mit Ihrer Arbeit sehr unzufrieden. Vor sechs Monaten habe ich meinen Papagei erst stopfen lassen, und jetzt gehen ihm schon die Federn aus!

Vogelstopfer: Ja, gnädige Frau, das ist eben der Triumph unserer Kunst; ich habe im Ausstopfen von Vögeln eine so große Fertigkeit, daß dieselben mausern, als wenn sie lebendig wären!

Der schreckliche Herr Meissner.

Skizze von Egon Rosca.

„Komm' nur schnell auf die rechte Seite des Saales, Luischen! Sieh' nur, da ist dieser schreckliche Herr Meißner wieder. Schau nur nicht hin, damit er uns nicht sieht!"

„Ach, der ist ja fürchterlich! Hat er uns auch noch nicht gesehen, Mama?"

„Nein, nein, komm' nur!" rief die Mama und steuerte nach rechts hinüber, um den „schrecklichen Herrn Meißner" links liegen zu lassen.

„Aber, er wird mich ja nachher doch sehen, wenn ich tanze, Mama!" rief Luischen beinahe ängstlich, „ich mag' mir nicht wieder das schöne Tanzvergnügen durch ihn verderben lassen!"

„Das sollst du auch nicht, mein Kind! Wenn er nachher kommt, bist du eben schon versagt. Er sieht ja gerade lächerlich aus, wenn er tanzt!"

„Ja, als wenn er der Dame immer davon laufen wollte. Ich glaube, alle Leute lachen, wenn er mit einem tanzt!"

Die beiden Damen nahmen auf der rechten Seite Platz.

„Siehst du Bekannte, Luischen?" fragte die Mutter nach einem Weilchen.

„Da drüben sitzen Rückerts!" sagte die Tochter.

„Ach, die!" antwortete die Mutter ärgerlich, „die hab' ich schon gesehen. Die nützen einem ja doch nichts. Die schnappen einem nur die Tänzer fort für ihre Else. Vorstellen tun die niemanden."

Die Musik begann mit einem Walzer. Luischen saß und schlug scheinbar die Augen nieder, nur verstohlen schien sie um sich zu blikken.

Um so offenkundiger warf die Mama ihre Blicke um sich, um Bekannte zu erspähen, die mit ihrem Töchterchen tanzen könnten oder ihr Tänzer vorstellen würden.

Aber sie sah niemanden, und Luischen saß während des ganzen herrlichen Walzers, ohne zu tanzen.

„Zu dumm, daß keiner von unseren Bekannten da ist," meinte die Mutter ärgerlich, „ich dachte bestimmt, der Herr Weller würde da sein! Der kennt doch hier alle! Wenn man das gewußt hätte, dann hätte man sich doch Bekannte mitgebracht!"

Wieder spielte die Musik einen Tanz.

Da tanzte der schreckliche Herr Meißner vorbei.

„Ich weiß garnicht, Luischen, was du von dem armen Meißner eigentlich willst! Der tanzt doch ganz nett!" sagte die Mama.

„Ja, er scheint sich etwas gebessert zu haben seit vorigem Mal!" erwiderte Luischen kleinlaut.

„Ob er uns gesehen hat?"

„Ich glaub' nicht, der hätt' uns sicher begrüßt!"

„Na, ja! Nun hat man hier vorn Platz genommen und er sitzt dort ganz drüben! Das ist doch zu dumm! Der hat gewiß auch hier Bekannte, die er einem dann vorstellt. Da kommt er wieder vorbei. Huste 'mal etwas laut, damit er hersieht!"

Mit diesen Worten erhob sich die Mama mit einem energischen hörbaren Ruck, als gerade Herr Meißner in ihrer Nähe mit seiner Tänzerin vorbeikeuchte.

Dann ließ sie sich lächelnd nieder und sagte: „Er hat uns gesehen! Er hat mich gegrüßt!"

Wenige Minuten darauf konnte sie mit Genugtuung wahrnehmen, wie der „schreckliche Herr Meißner" auf sie und Luischen zukam und gleich darauf mit dieser sich im Tanze drehte.

„Ich finde, er tanzt sogar ausgezeichnet!" dachte sie, während sie das Paar davon tanzen sah.

— **Die Naive.** „Ich freu mich so sehr, Gretchen, daß du dich verlobt hast. Also hat die Orakelblume vor 4 Wochen doch recht gehabt, als du fragtest, ob er dich liebt?"

„Ach! Damals war's ja noch ein ganz anderer."

— **Boshaft.** Sonntagsjäger: „Zum Kuckuck, nun hab' ich den Hasen weder gefehlt!"

Förster: „Ja, schauen S', Herr Baron, a Flint'n is halt kei' Maschinengewehr!"

— **Abergläubisch.** Michel (beim Essen): Na, dös tu' i net, mit dreizehn Knödeln hör i nu net auf, oans muß halt no nunter, und wann i glei' platz'!

— **Kühn.** Frau (zum Dienstmädchen, als dieses Reinigungsarbeiten gemacht hat): „Wie leichtsinnig Sie die Figur auf den Rand des Schreibtisches gestellt haben... es darf nur ein Erdbeben kommen, liegt's unten!"

„Neid."

Von Käthe Lasker.

——Ich wage wirklich nicht, zu vermuten, was schließlich geschehen wäre, hätte die lebhafte, kleine Frau Doktor aus Stettin nicht diesen genialen Einfall gehabt.

Es regnete seit drei Tagen in geradezu rührender Beharrlichkeit, und wir hockten trübselig im Lesezimmer unserer Pension umher.

Irgendwo da draußen war das Meer und der Wald — da gab es Selterbuden, Zeitungskioske und Schießstände — aber hier drinnen waren nur Fliegen, vergilbte Jahrgänge des Bade-Anzeigers und naseweise Kellner. Gott sei Dank! Da trommelte uns die kleine Frau Doktor zusammen. Sie behauptete ganz dreist, wir alle führten ständig große Worte im Munde, wie „Verzweiflung" — „Temperament" — „Neid" — und doch sei sie fest überzeugt, daß keiner von uns diese Begriffe erschöpfend definieren könne!

Da kam sie aber schön an!

„Wie?" rief der lange Leutnant v. Hülsen empört. — „Ich soll nicht sagen können, was „Neid" ist! Und das wagen Sie mir zu sagen, meine Gnädigste, — mir — mir?! — — Bitte, meine Herrschaften, schenken Sie mir zehn Minuten Gehör, und dann urteilen Sie selbst! — —

Also: Zuerst denken Sie sich, bitte, dreierlei: Erde, Himmel und Sand! Haben Sie? — Gut! Und nun: Soldaten! Vor allen Dingen: Soldaten! Morgen, Mittags und Abends — Soldaten! Bei Regen, Wind und Sonnenschein — Soldaten! So! Und nun noch Sommerluft und Pfirsichbowle und zuletzt meinen lieben Freund Krietzow und mich, die wir zusammen noch nicht fünfzig Jahre zählen! —

Nun denken Sie natürlich: „Der Schlingel flunkert, so etwas gibt's ja gar nicht!" — aber: Hand aufs Herz; so was gibt's doch und nennt sich — „Truppenübungsplatz".

Na, Krietzow und ich sind seit dem Vorkorps befreundet, und wir litten, tranken und schimpften in brüderlicher Treue.

So saßen wir denn auch an einem stillen, sonnigen Sonntag Mittag in der kleinen Bahnhofswirtschaft, die, nur wenige Kilometer entfernt, als „Ausflugsort" geschätzt wurde — aßen stumpfsinnig unser „Menu" herunter, tranken Bowle und seufzten! Immer hübsch auf Kommando — wozu ist man Militärsoldat? — ein, zwei, drei — aach! Es klang schaurig schön, sage ich Ihnen.

An den niedrigen Fenstern summten die Fliegen, es duftete nach Sonne und Wald — und wir tranken Pfirsichbowle und zählten zusammen noch nicht fünfzig Jahre — — und — und — na, eben: „Truppenübungsplatz!"

Da — plötzlich wird Krietzow nervös! Er blinzelt so auf die gewisse Art und stößt mich mit dem Fuße an. Ich folge seinem Blicke — alle Wetter noch mal! Zur schmalen Tür herein tritt ein Artillerist, ein verteufelt hübscher, stattlicher Kerl, und hat eine süße, mollige, kleine Frau am Arm, flimmernde Löckchen im Nacken Grübchen im Kinn und Füßchen! Füßchen!! Und überhaupt!! Stumme Verneigung von beiden Seiten — sie nehmen Platz. Natürlich so, daß wir der Reizenden gerade in das rosige Gesicht sehen können! Sie bedient ihn, legt ihm vor — sie trinken sich mit bedeutungsvollem Lächeln zu — sie stecken die Köpfe zusammen und flüstern und lächeln wieder — das vertrage ein anderer!

Wir rücken die Stühle — sie blickt empor — stumme Verneigung von beiden Seiten. —

Nun sitzen wir also im Vorgärtchen und trinken Pfirsichbowle. Astern und Georginen blühen in verschwenderischer Fülle, es duftet nach Wald und Sonne, und wir sind zusammen noch nicht fünfzig Jahre alt! Und gerade als wir denken: Nun kommt die Katastrophe — nun macht unser Verstandskasten nicht mehr mit! — da klirrt über uns ein Fenster — die Herrschaften logieren hier! — —

Sie rauchen beide — ganz kunstgerechte Ringel — ein süßes Schnutchen macht sie dabei! Und dazu schauen sie uns an! Mit Blicken!! „Ja, seht nur recht her, meine Kerlchen!" sagen sie — ich glaube fast, sie, die Entzückende, hätte uns am liebsten ihr rosiges Zungenspitzchen gezeigt. —

Und dann, dann — raunt er ihr etwas zu — und sie lacht und schüttelt errötend das Köpfchen — und dann — dann schließt sie doch das Fenster und zieht mit spielerischer Umständlichkeit die Vorhänge zu. Und wir — wir saßen da unten allein, mit unserer Bowle und unseren Zigarren, und — — na ja! —

Und ich soll nicht wissen, was „Neid" ist?!"

— **Die vegetarische Herrschaft.** Jette: „Alle liebe Tage Kohl und Rüben! Da werd' ich wohl meine Herztätigkeit bald einstellen müssen. Soldatenliebe kauft man nicht beim Gärtner!"

Blinde Mädchen.

Ihre hauswirtschaftliche und gewerbliche Tätigkeit.

Die fortschreitende Schulung und Bildung des Tastsinns machte nach und nach den Blinden feineren Gewerben zugänglich, und es waren zuerst besonders die weiblichen Handarbeiten, die den Beweis erbrachten, daß auch ohne Zuhilfenahme des Augenlichtes schwierigere Arbeiten erledigt, somit also von Blinden ausgeübt werden könnten. So finden wir zunächst das Strickzeug in den Händen blinder Mädchen; aber nur kurze Zeit begnügen sie sich mit dem glatten Strumpf; sehr bald ziehen sie die schwierigeren Arbeiten vor, und die feinsten Muster, in bunten Farben ausgeführt, entstehen mit peinlicher Genauigkeit unter ihren flinken Händen. Die Häkelarbeit tritt dazu, Garne in den feinsten Nummern finden dabei Verwendung, und das feine Gefühl, unterstützt durch ein gutes Gedächtnis, ermöglicht die Anfertigung der schwersten Muster und feinsten Arbeiten. Interessant dabei ist, wie sich die Blinde z. B. bei Arbeiten mit verschiedenfarbigen Garnen zu helfen weiß: das eine Knäuel wird rund, das andere länglich, ein drittes platt gewickelt, bei einem anderen wird der Faden verknotet; solche und andere Merkzeichen sind den blinden Mädchen wirksame Hülfen bei ihren Handarbeiten.

Während die bisher erwähnten Arbeiten dem Broterwerb dienen, wird das Nähen meistens nur für den eigenen Bedarf geübt. Die eine oder andere bringt es auch hier zu einer staunenswerten Geschicklichkeit, im allgemeinen aber konnte mit der Näherei nichts verdient werden. Eine sinnreiche Vorrichtung, die das Verschieben des Stoffes verhindert, ermöglicht es den Blinden, Maschine zu nähen, und so manche Ausbesserung wird von ihnen selbst sauber und geschickt vorgenommen.

Im Haupt- oder Nebenberuf sind ferner Mädchen in den Blindendruckereien tätig, wo sie für alle in Betracht kommenden mit der Hand ausgeführten Vorrichtungen in gleicher Weise verwendbar sind wie männliche Arbeiter. Ueberhaupt ist zu beachten, daß bei der Blindenarbeit die Unterscheidung nach Geschlechtern fast gänzlich in Fortfall kommt, daß sie wenigstens nicht annähernd die Rolle spielt wie bei sehenden Arbeitern. So werden z. B. in der Bürstenmacherei unterschiedlos männliche und weibliche Arbeiter beschäftigt.

Ein ziemlich neuer und von blinden Mädchen recht bevorzugter Erwerbszweig ist die Massage. Allerdings ist ihre Ausübung durch Blinde bisher noch ziemlich lokal beschränkt. In Leipzig bildet Dr. Eggebrecht seit mehreren Jahren mit den besten Erfolgen blinde Masseure beiderlei Geschlechts in theoretischen und praktischen Kursen aus. Die Ausbildung, die an der Hand von Lehrbüchern, Gipsmodellen und endlich in Kliniken und Krankenhäusern ganz systematisch vor sich geht, macht den Blinden keinerlei Schwierigkeiten.

Endlich bleibt noch die Musik als Erwerbszweig für Blinde übrig. Hier haben nun auch wieder die weiblichen Blinden einen großen Anteil: zahlreiche Sängerinnen und Pianistinnen erbringen den Beweis, daß das meist tiefe, in sich geschlossene Innenleben des Blinden für die Auffassung und Wiedergabe von Tonwerken ein großes und richtiges Verständnis erzeugt. Wir haben blinde Pianistinnen, die das Lob, vollendete Künstlerinnen zu sein, mit vollstem Rechte verdienen. Unterstützt von einem vorzüglichen Gedächtnis, ausgestattet mit einer reichen musikalischen Begabung, sind sie imstande, die schwierigsten und längsten Tonwerke zu lernen und zu behalten. Der Vollständigkeit halber muß noch derjenigen blinden Mädchen gedacht werden, die sich schriftstellerisch oder wissenschaftlich betätigen. Sie sind so vereinzelt, daß die wenigen, die es gibt, wie z. B. die Amerikanerin Helen Keller, in der Blindenwelt eine Ausnahmestellung einnehmen.

Haben wir bisher das blinde Mädchen als erwerbstätiges Individuum behandelt, so wollen wir es jetzt noch kurz bei seiner Tätigkeit im Hause betrachten. Man darf sagen, daß es kaum eine häusliche Verrichtung gibt, die von der Nichtsehenden nicht erledigt werden könnte, vom Staubwischen angefangen bis zum Kochen. Und wie wischen sie Staub, die blinden Mädchen! Eben so sauber, ja, man hört es staunend, gründlicher als das sehende Mädchen, denn gerade gegen Staub hat der fein ausgebildete Tastsinn einen besonderen Abscheu. Fenster werden blitzblank geputzt, Geschirr wird sauber abgewaschen, Kleider und Stiefel werden gut gesäubert, Zimmer werden vorschriftsmäßig gefegt, gewischt und aufgeräumt. Oefen, in Stube und Küche, werden unter Beobachtung großer Vorsicht besorgt, und in der Küche selbst gibt es keinen Handgriff, den das blinde Mädchen oder die blinde Hausfrau nicht erledigen könnte.

Der Schuhplattler.

Charakteristisches Vergnügen von Bauern im Bayernlande.

Seitdem die Schlierseer und Tegernseer Bauern als Bühnenkünstler die Welt bereisen, ist ihr heimisches Gebrauchtum so ziemlich bekannt geworden; insbesondere haben sie fast bei keiner Vorstellung unterlassen, den charakteristischen Schuhplattlertanz aufzuführen. Der geräuschvolle und lebendige Tanz mit den dazugehörigen lustigen Musikweisen hat selten seine Wirkung verfehlt; sein durchschlagender Erfolg hat sogar manches dramatische Erzeugnis noch im letzten Moment vor dem drohenden Durchfall gerettet. Die Sache sieht sich also als Schaustellung auf der Bühne sehr hübsch an, aber die eigentliche Urwüchsigkeit des ländlichen Vergnügens zeigt sich doch nur, da, wo das entsprechende — um sich verständlich „deutsch" auszusprechen — Milieu dazu gegeben ist.

Dazu gehört vor allem der Tanzplatz im Dorfwirtshaus, der meistens im ersten Stockwerk gelegen ist und direkt von der Treppe aus betreten und verlassen werden kann. Das ist aus verschiedenen Gründen sehr praktisch; einmal können die Tanzlustigen sich nach Belieben wieder in die Wirtsstube im Erdgeschoß zurückziehen, dann wiederum ist es nicht mit viel Umständlichkeiten verbunden, einen mißliebigen Gast hinauszu — begleiten. Gar groß braucht der Tanzsaal nicht zu sein; es tanzen eben so viele, wie Platz haben; es wird um so öfter gewechselt. Platz brauchen sie aber, die Burschen, zu ihren Bewegungen mit Händen und Füßen, zu ihren Purzelbäumen und zum Radschlagen; je mehr gymnastische Fertigkeit der Tänzer entwickelt, desto vollkommener erscheint seine Leistung. Es ist ja bekannt, daß der Schuhplattler zumeist mit einem Rundtanz — Walzer im Dreischritt — beginnt. Nach einer Anzahl von Takten trennt sich der Tänzer von seiner Partnerin, um sich mit den anderen Tänzern in die Mitte des Kreises zu begeben, den die sittsam auf eigene Rechnung und Gefahr herumwalzenden „Damen" bilden, bis die „Herren" ausgetobt haben. Die legen nun los, was aus der Maschine herausgeht. Springend bearbeiten sie mit den Handflächen im Takte Schenkel und Fußsohlen, was große Uebung erfordert; wie Pistolenschüsse krachen die Schläge auf die ledernen „Hazenfutterale"; der Boden wankt und zittert unter dem stampfenden, eisenbeschlagenen Schuhwerk, daß die ohnedies rauhen Dielen bearbeitet, daß die Späne davonfliegen! Jetzt schlägt der Hias ein kunstgerechtes Rad, ohne aus dem Takt zu kommen; der Sepp gibt einen Purzelbaum zum besten, der an einen Salto grenzt, ein Juchzer da und dort, dann umfängt jeder wieder seine wie ein Kreisel herumschwebende Tänzerin, und im wiegenden Walzer sänftigt sich das stürmische Blut.

Für die Mannsleute ist der Tanz ein anstrengendes Stück Arbeit; aber diese Kraftmenschen finden eben in der Kraftanwendung bei Vergnügungen aller Art den richtigen Genuß. Im Ballsaal der Städter wird der Schuhplattler kaum eine Heimstätte finden; die Mehrzahl der Herren, die dort als flotte und gewandte Tänzer gelten, würden als „Plattler" eine traurige Rolle spielen; in der Faschingszeit versucht man sich zwar da und dort gern an diesem Tanz, aber nur wenigen gelingt es, über die Art des „Henhüpfers" hinauszukommen. Der Gebirgsbewohner liebt aber diesen Tanz über alles. Bei einer solennen Tanzmusik — an einem Feiertag, bei einer Hochzeit oder zur Kirchweih — beteiligt sich jung und alt mit gleichem Eifer. Man ist nicht so wählerisch wie in der Stadt: wenn Not am Mann oder an der Frau ist, dann besinnt sich der Bursch nicht, die dicke Wirtin zum Tanz zu führen, und der noch einigermaßen mobile Graukopf bekommt keinen Korb, wenn er ein „arbeitsloses" junges Deandl auffordert, mit ihm den Tanzboden zu betreten. Die „Musi" führt eben den guten Leuten so höllisch in die Glieder, daß sie mittun müssen um jeden Preis! Man macht keine besonderen Ansprüche auf Musik. Unter Umständen genügt eine Klarinette, eine Schwegelpfeife und in erster Reihe eine Zither vollständig zum Aufspielen. Eine Mundharmonika tut's auch, wenn nur der Bläser Takt zu halten versteht; seine Gewandtheit erlaubt ihm zuweilen, sich am Tanzvergnügen zu beteiligen, ohne die Musikerpflicht zu vernachlässigen. Wenn man zufällig Zeuge solcher Tanzgelegenheit wird, dann vermag man erst das Wesen dieses Nationaltanzes zu ergründen; man begreift die Leidenschaftlichkeit, mit der die Alpenbewohner diesem Vergnügen huldigen, das so ganz ihrem Geschmack entspricht, und man wird wird hierbei leicht ermessen können, daß Schaustellung und unbeeinflußte Natürlichkeit doch sehr verschieden wirken